Breslauer Beobachter.

№ 205. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1847.

Sonnabend, den 25. December.

Dreizehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends u. Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 4 Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Der Wohlthäter.

(Fortsetzung.)

„Du wirst nicht eher heirathen, ehe Du nicht Deine Verbindlichkeiten gegen mich vollständig getilgt hast. Nur zu häufig werden junge Leute, die an der Spitze blühender Geschäfte mit den schönsten Hoffnungen erfüllt in die Welt treten, durch die Putz- und Verschwendungssucht ihrer Frauen ruinirt. Du kannst solche Beispiele täglich vor Augen haben. — Bist Du's zufrieden!"

„Ja!"

„Eine alte Aufwärterin wird genügen, Deine Wirthschaft in Ordnung zu halten. Ich werde dann und wann zu Dir kommen, um Dich zu controliren. Außerdem mußt Du täglich eine Stunde bei mir zubringen, um mir in verwickelten Angelegenheiten zu rathen. Ich habe in dieser Hinsicht großes Vertrauen zu Dir. — Wird Dir das möglich sein?"

„Ja!"

„Und nun zur Hauptsache. Ich ziehe bei meinen Geschäften funfzig, hundert, auch zweihundert Procent Gewinn und mehr noch, wie Du das so eben selbst mitangesehen hast. Ich werde bei Dir jedoch (mir stieg bei diesen Worten alles Blut ins Gesicht) mit fünf Procent zufrieden sein!" —

„Angenommen!" rief ich freudig. Es fiel mir wie Centnerlast vom Herzen.

Bald darauf hatte ich die 8000 Thaler in der Tasche.

„Papa Georget," sagte ich zu dem Wucherer, indem ich ihm die Hand zum Abschiede reichte, „beantworten Sie mir eine Frage. Warum geben Sie mir das Kapital nicht zinsfrei, warum nehmen Sie fünf Prozent, die für Sie bei der Art von Geschäften, wie Sie zu machen pflegen, durchaus keinen Werth haben können?" —

„Mein Sohn," antwortete der Alte, „Du kannst sie mit der größten Leichtigkeit zahlen, und bist mir dann später keine Verbindlichkeiten mehr schuldig! — Das ist viel werth!"

5.

Was mir Georget versprochen, hielt er redlich. — Von Geschäften überhäuft, denen allen ich kaum genügen konnte, hatte ich bald den Ruf des geschicktesten Advokaten erlangt, und da ich meine Processe meist mit Glück durchfocht, so wurden mir nach und nach die Geschäfte der angesehensten Familien übertragen.

Noch waren nicht zwei Jahre verflossen, und schon konnte ich das Kapital, ohne meine Verhältnisse im Geringsten zu geniren, zurückzahlen. Durch die Großmuth eines Mannes, den die ganze Welt als Wucherer geringschätzte, der häufig der Klasse der Betrüger gleich geachtet wurde, fand ich mich in kurzer Zeit auf einem Gipfel des Glücks, den Andere am Ende des mühsamsten Lebens nicht zu erreichen vermögen! —

Mußte ich Georget schon wegen seiner Handlungsweise gegen mich hochachten, so steigerte sich dies Gefühl bald bis zur höchsten Verehrung! Durch den beständigen Umgang mit ihm hatte ich einen tiefen Blick in seine Verhältnisse, in seinen Charakter erlangt! Jetzt erst fielen mir die Schuppen von den Augen. Wenn ich diesen Mann mit der größten Schmutzigkeit und Habgier die Verschwender und Wüstlinge plündern sah, so fand ich ihn auch eben so bereit, der unverschuldeten Bedrängniß helfend die Hand zu reichen, und Viele, die in Gesellschaft beim Nennen seines Namens mißbilligend den Kopf schüttelten, mögen vielleicht im Stillen seine Wohlthaten empfangen haben! Sein Verfahren gegen mich, was ich Anfangs einer bizarren Laune zugeschrieben hatte, war aus einem gefühlvollen Herzen entsprungen, es war die Nothwendigkeit eines edlen Charakters, da, wo es möglich war, helfend beizuspringen! — Die edlen Gefühle waren in diesem Manne bei seinem schmutzigen Geschäfte nicht erloschen, sein Herz schlug frisch und lebenswarm, aber er hatte es in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt! —

Eines Mittags saß ich meiner Gewohnheit getreu bei Georget, als sich die Thür plötzlich öffnete, und ein Mann hereintrat, in dem ich den Grafen Herfeld erkannte. Ich hatte ihn früher zuweilen in Gesellschaften gesehen. Sein Anblick erschreckte mich. In einem Alter von kaum dreißig Jahren hatte er schon graues Haar, sein Gesicht war eingefallen, seine Augen lagen tief im Kopfe, seine ganze Gestalt spiegelte den Typus des höchsten menschlichen Leidens.

„Mein Herr," sagte er zu Georget, nachdem er flüchtig gegrüßt hatte, „ich komme, Sie mit einem sonderbaren Auftrag zu belästigen, oder vielmehr Ihre Großmuth für ein armes, unglückliches Kind in Anspruch zu nehmen."

Der Alte horchte hoch auf.

„Sie kennen mich ohne Zweifel."

„Wenn ich mich nicht täusche, der Herr Graf Herfeld."

„Der bin ich! — Aber lassen Sie mich kurz sein. Sie sind von meinen Verhältnissen unterrichtet, ich kann das voraussetzen, — ist doch meine ganze Geschichte stadtkundig!" setzte er mit verzweiflungsvollem Blicke hinzu. „Sie sehen meinen Zustand. Im blühendsten Mannesalter, in dem Stadium, wo das Leben erst seine höchsten Reize zu entfalten beginnt, finden Sie mich am Rande des Grabes. Mein Haar ist gebleicht, mein Körper zum Gerippe zusammengefallen. In meinen Adern schleicht der Tod, in meinem Herzen wüthet die Verzweiflung! — Dahin hat mich ein Weib gebracht, die mir Alles war, die ich fast wahnsinnig liebte, ein Weib, für das ich tausend Leben gelassen hätte."

Der Graf setzte sich erschöpft nieder. Der Wucherer saß unbeweglich da, aber nicht mit dem gewohnten starren Blick, der Ausdruck seines Auges war trübe, nachdenkend. Mir standen die Thränen in den Augen.

„Nur noch eine Sorge ist es, welche mich bisher aufrecht erhalten hat, die um das Schicksal eines unschuldigen geliebten Kindes. — Ich fühle, daß es rasch mit mir zu Ende geht. Ich werde den nächsten Monat nicht erleben! — Mein Herr, ich habe Erkundigungen über Sie eingezogen. Einem von Todesangst gehetzten Vater müssen Sie das vergeben. — Ich weiß, daß Sie ein edler, redlicher Mensch sind! Nach meinem Tode wird mein Kind nicht Vater, nicht Mutter haben. Wollen Sie sich der armen verlassenen Waise annehmen? Wollen Sie Vaterstelle an ihm vertreten?"

Mir drangen diese Worte wohlthuend ins Herz. So gab es in der Welt außer mir doch einen Menschen, welcher den wahren Charakter meines Freundes erkannt hatte.

Ich trat zu dem Grafen.

„Mein Herr," sagte ich, ihm die Hand reichend, „Sie werden sich nicht vergeblich an Herrn Georget gewendet haben. Sehen Sie mich an. Sie kennen meine Verhältnisse. Auch mein Glück ist die Frucht seiner Großmuth!" —

Der Alte sah mich verdrießlich an.

(Beschluß folgt.)

Felicia.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, indem sie unter dem Hausrath ihres Zimmers kramte, [...]de ihr das Schmuckkästchen in die Hände, welches Susanne in einer Schub[lade] des Cabinets verborgen hatte. Sie erkannte alsbald die Juwelen, und [d]a sie sich erinnerte, daß sie sie in ihrer Schürze trug, als sie von Schwester Genoveven vermittelst der Drehlade in Empfang genommen wurde, so schloß sie, daß dieselben ihr Eigenthum sein müßten. Das Portrait in dem Medaillon frappirte sie; es glich dem Bilde, was im Saale hing; es waren dieselben Haare, dieselbe reizende und stolze Haltung des Kopfes. Felicie richtete unwillkührlich das Auge nach ihrem Spiegel, um vielleicht in ihrem eig-

nen Gesicht einen Zug der Aehnlichkeit mit dem Portrait zu entdecken, aber nichts erinnerte in ihrer Physiognomie an dies sanfte Gesicht.

Nachdem sie das kleine Gemälde an der Seite des in der Nähe ihres Kopfkissens befindlichen Krucifixes befestigt hatte, kehrte sie zu ihrem Spiegel zurück und machte sich das unschuldige Vergnügen, sich mit den Juwelen des Schmuckkästchens zu putzen. Eine dreifache Perlenschnur um den Hals, ihr langes schwarzes Haar mit Edelsteinen durchflochten, die Hände voll kostbarer Ringe — so überraschte sie Susanne.

„Großer Gott im Himmel, was geben Sie an!“ schrie die Alte fast zornig; „wozu all diesen Tand ans Licht bringen? Kein Mensch darf ihn mehr benützen.“

„Und weswegen nicht?“ fragte vorwitzig Felicia, und fügte dann lachend hinzu: „Es müßte sehr hübsch zu einem schönen Brautkleide stehen. Sage mir, Susanne, wann wird man mich verheirathen?“

Bei dieser Frage trat die Kammerfrau einen Schritt zurück, betrachtete Felicia mit einem entsetzten Blick und antwortete barsch: „Sie? — Niemals!“

Felicia näherte sich, als sie das Kloster verließ, ihrem fünfzehnten Jahre, sie war schon ein ziemlich großes Mädchen, bei dem sich aber noch keiner der Reize der Jugend zu erkennen gab. Sie hatte dürftige Formen und ihr Teint ohne Frische zeigte, daß sie zu jenen Kindern gehörte, deren Entwickelung lange auf sich warten läßt und dann mit Einem Male eintritt. In der That verwandelte sich das kränkliche, blasse Kind gleich einer Chrysalide, die in dem Zeitraum einer Nacht ihr gräuliches Gewand gegen Flügel von Azur- und Rosenfarbe vertauscht. Kein Mensch jedoch schien diese Umgestaltung seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, man dachte nicht daran, daß Felicia sechszehn Jahre zählte und daß die Blüthe ihrer Jugend sich zusehends entfaltete. Susanne fuhr fort, sie wie ein kleines Mädchen zu behandeln und Fräulein von Saulieu bekümmerte sich nicht mehr um sie, als sonst. Ein einziges Mal nur sagte sie, als Felicia den Saal verließ, mit einem Seufzer: „Das Kind wird schön!“

Eines Sonntags war Felicia mit Susannen in der Messe; sie hatte, wie gewöhnlich, im Schatten eines Pfeilers Platz genommen und war durch ihre strenge Duenna von der Menge abgeschnitten. Von Zeit zu Zeit erhob sie unbemerkt den Kopf und warf einen verstohlenen Blick um sich her, denn sie fand ein großes Vergnügen darin, die schöne Welt, welche in die Jesuiten-Kirche strömte, zu beobachten. In dem Augenblicke, wo der Gottesdienst anging, durchschritten zwei junge Damen, welche sich verspätet hatten, das Schiff; ein Lakai trug ihnen ihre Gebetbücher nach. Alle Augen wendeten sich auf sie und ohne Zweifel hörten sie, während sie vorwärts schritten, mehr als einen schmeichelhaften Ausruf der Bewunderung. Die eine, in einem schweren Damastkleide, mit einer schwarzen Schärpe, trug Trauer, wie sie die einjährigen Wittwen tragen, die andere war mit einer Taffetrobe und einem Schleppmantel von weißem Mousselin bekleidet; ihr Gazehäubchen war mit Rosabändern verziert und das Oval ihres Gesichtes war in Locken eingeschlossen, deren elegante Figur es höchst reizend erscheinen ließen. Sie gingen durch die Kirche mit einem gemessenen Schritt, mit einer zugleich stolzen und bescheidenen Haltung, ohne daß sie die Wirkung zu bemerken schienen, die sie hervorbrachten und nahmen dann in der ersten Reihe am Hochaltare Platz. Beim Anblick dieser beiden Frauenzimmer, hatte Felicia einen Ausdruck der Freude nicht zu unterdrücken vermocht; sie hatte ihre Gespielinnen aus dem Kloster, ihre Freundinnen Cäcilie von Chameroy und deren jüngere Schwester Angela, erkannt.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte Susanne, die sie voller Erstaunen ansah; „Sie sind ja ganz außer Sich.“

„Ach, das kommt daher, daß ich mich so sehr freue,“ antwortete sie leise, „weißt Du, wer die beiden Damen sind.“

„Nein,“ erwiederte Susanne trocken.

Felicia erröthete und wendete sich mit einem Gefühl bittern Verdrusses ab; sie hatte begriffen, daß sie sich nutzlos weitere Mühe geben würde. Sie hatte eine ungewisse Hoffnung genährt, sich bei dem Herausgehen aus der Kirche den beiden Schwestern nähern und unter Begünstigung des Gedränges mit ihnen reden zu können; allein Susanne bewachte sie und hielt sie auf ihrem Platze fest, bis die Menge sich verlaufen hatte. Sie hatte in der allgemeinen Bewegung ihre schönen Freundinnen aus den Augen verloren und sie entfernte sich, das Herz voll Widerwillen gegen die unerbittliche Duenna. Da bemerkte sie Jene, wie sie zu Fuß über den Virague-Platz gingen und den Weg in die Katharinenstraße einschlugen. Sie richtete ihre Schritte nun dergestalt ein, daß sie ihnen nicht zuvorkam, sie verfolgte sie mit ihren Blikken und wie pochte ihr das Herz vor Freude, als sie sie still stehen und in das Haus neben ihrem eignen treten sah.

Felicia begann nachzusinnen und sie kam instinktmäßig auf alle jene Anschläge der List, auf alle die Ausflüchte und Mittel, die ein in seiner Freiheit beeinträchtigtes Mädchen ins Werk setzt, um seine Verfolger zu hintergehen. Sie brauchte sich nur ein Wenig zu orientiren, um zu bemerken, daß der Garten, auf welchen man von den kleinen Mansardenstuben des oberen Stockwerkes sah, der des zunächst liegenden Hauses war und daß sie von demselben einzig durch jene Mauer getrennt war, deren Sprünge man aus dem Saal ihrer Tante erblickte. Den ganzen Rest des Tages ging sie im Garten auf und ab und maß mit den Augen diesen unübersteiglichen Wall, auf Mittel sinnend, wie man ihn überwältigen möchte. Einen Augenblick hatte sie den Gedanken, sich durch das Straßenthor zu entfernen, und zu ihren jungen Freundinnen zu flüchten; allein sie sah bald ein, daß sie sich nicht auf eine so offenbare Weise der Autorität des Fräulein von Saulieu entziehen könnte, sie beschloß daher, auf den Beistand jener zwei mächtigen Verbündeten bei allen gewagten Unternehmungen zu harren — auf die Gelegenheit und auf eine glückliche Eingebung. Weder das Eine noch das Andere ließ sie im Stich.

Man befand sich eben im Anfang des Maimonats, in der Zeit der langen Dämmerungen und der lauwarmen Abende. Balin machte tagtäglich die Runde im Garten, beobachtete die zarten Knospen und hob mit sorglicher Hand die jungen grünen Halme in die Höhe, die kümmerlich auf dem undankbaren Boden dahinkrochen. Der gute Mann trug sich mit der Hoffnung, daß sich die Passionsblumen, die er um eine Art Gitterlaube gepflanzt hatte, welche er in einer Ecke des Gartens angelegt, an derselben in die Höhe ranken würden. Zu diesem Zwecke verstärkte er sie mit einem Gitter von frischem Holzwerk und umgab sie auf diese Weise mit einem sich an die Mauer anschließenden Lattenwerk. Als sie ihn mit dieser Arbeit beschäftigt sah, schien es Felicien nicht überbeschwerlich, auf dieser Art von Leiter in die Höhe zu klimmen. Sie hatte schon bemerkt, daß, wenn die Nacht eingebrochen war, ein schwaches Licht seinen Strahl bis auf den obern Rand der Mauer sendete, so daß es schien, als wenn die benachbarten Räume theilweise erleuchtet würden; häufig auch hatte sie ein Geräusch von Stimmen vernommen und es war ihr vorgekommen, als befände sich Gesellschaft in den schönen Alleen des jenseitigen Rasenplatzes.

Eines Abends schlich sich Felicia leise aus ihrer Stube, schaute eine Weile in die Dunkelheit hinaus und horchte auf das Geräusch, welches sie um sich herum vernahm. Ein leiser Wind säuselte in den Gipfeln der Bäume, die über die Mauer hervorragten und man hörte durch dieses angenehme Flüstern hindurch von Zeit zu Zeit Stimmen, als werde in der Nachbarschaft geredet.

Sie begab sich nach der Gartenlaube. Sie war kräftig und gewandt, in einem Augenblicke hatte sie die Bedachung des kleinen Bauwerkes erstiegen und stützte, aufrecht stehend auf dem Gitter, ihre beiden Hände auf dem obern Rand der Mauer, während sie nach der andern Seite hinunter sah. Cäcilie und Angela saßen an einem Gartentisch, auf welchem eine kleine Collation aufgetragen war. Wachslichter, die in einer Glasglocke brannten, warfen ihren Schein auf die beiden lieblichen Gestalten, hinter welchen die Perspektive in den Garten einen dunkeln Hintergrund bildete. Als sie die an der Mauer, nur einige Schritte von ihnen stehende Figur bemerkten, stießen sie einen Schrei des Schreckens aus und erhoben sich eilig; allein da sie Felicia bei ihrem Namen rief, erkannten sie diese augenblicklich und näherten sich ihr mit freudigem Erstaunen. — „Sie ist es! Es ist Felicia!“ rief die Aeltere lachend, „o seht nur den niedlichen Dieb!“

„Ich möchte wohl zu Euch kommen,“ rief Jene ihnen leise zu, „aber wie ist das anzustellen?“

„Rasch! Wir werden eine Gartenleiter kommen lassen,“ sagte Angela, indem sie die silberne Schelle, die auf dem Tische stand, ertönen ließ.

Ein Bedienter eilte herbei, setzte eine Doppelleiter an die Mauer, und zog sich dann in eine bescheidne Entfernung zurück. Felicia stieg mit großer Gewandtheit diese Art von Treppe herunter und stieß, als sie mit ihrem Fuße den Boden berührte, einen Ausruf der Freude aus.

„Mein armes Kind, woher kömmst Du denn?“ rief Cäcilie, sie umarmend; „wer hätte heut Abend daran gedacht, Dich wieder zu sehen, auf einem so eigenthümlichen Wege ankommen zu sehen.“

„Wie schön und groß Du geworden bist!“ setzte Angela hinzu, die sie zärtlich an den Busen drückte.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Die Auswanderungssucht.

Unter den vielen Erscheinungen, welche unser bewegtes Zeitalter in Beziehung auf gesellschaftliche Zustände hervorgebracht hat, ist die Auswanderungssucht gewiß eine der merkwürdigsten und zugleich beklagenswerthesten.

Es hat seit Entdeckung der neuen Welt nie an Leuten gefehlt, die, von abenteuerlicher oder golddürstiger Gesinnung getrieben, den heimathlichen Boden verließen, um in Amerika, dem Lande ihrer goldenen Fantasien, ein außergewöhnliches Glück aufzusuchen. Man sah diese vereinzelten Emigrationen für das an, was sie eben waren: Speculationen abenteuerlicher Menschen, die, nach einem ungewissen Glücke haschend, leichtsinnig die Segnungen des Vaterlandes von sich stießen. — In ganz anderem Lichte aber erscheinen die in der Neuzeit vorkommenden Auswanderungen. Es sind hier nicht einzelne Wenige, sondern Tausende von Menschen jeglichen Standes und Alters, die dem Vaterlande den Rücken kehren, und dasselbe mit dem Lande ihrer Sehnsucht, Amerika, vertauschen. In jedem Jahre müssen wir unabsehbare Züge deutscher Auswanderer den Hafenstädten zueilen sehen, müssen ruhig zuschauen, wie die tüchtigsten Kräfte der Heimath entzogen werden. Und diese tüchtigsten Kräfte sind nicht etwa jene blasirten, „Europamüden,“ die nach dem rauschenden Genuß der Lebensfreuden an Allem Ekel und Ueberdruß empfinden, zuletzt in Weltenschmerz versinken und dem Vaterlande, welches sich nicht nach ihren jungdeutschen Ideen reformiren lassen wollte, stolz den Rücken kehren; — der Verlust dieser „Zerrissenen“ ist nicht zu hoch anzuschlagen;

daß aber aus dem Künstler- und Handwerkerstande, aus dem ehrenwerthen Stande der Ackerbauer so viele nützliche Kräfte jährlich absorbirt werden, ist wahrhaft zu beklagen. —

Forscht man nun nach den Gründen der heutigen Auswanderungen, so zeigt sich auch hier eine Verschiedenheit von den Motiven der früheren Emigrationen. Der einstige Golddurst, das Bestreben, auf leichte Weise, ohne einige Anstrengung und in kurzer Zeit große Schätze zu sammeln, ist nur noch in seltenen Fallen das alleinige Motiv; vielfache Beispiele haben gezeigt, daß in der neuen ebenso wie in der alten Welt Fortuna eine unzuverlässige Göttin ist, während Fleiß und Emsigkeit in der Regel zum Wohlstand führen.

Ein oft angeführter und scheinbar gegründeter Beweggrund ist die in fast allen deutschen Gauen seit einigen Jahren eingerissene Noth und Erwerblosigkeit, der Umstand, daß es in unseren Tagen einem unbegüterten Familienvater nur mit der größten Schwierigkeit möglich sei, die Seinigen ehrlich durchzubringen. — Wenn nun auch leider diese kümmerlichen Verhältnisse in der That vorhanden sind, so folgt daraus noch nicht die Berechtigung, das Vaterland alsbald zu verlassen. Der sittliche Mensch ist mit eben so heiligen Banden an den Staat geknüpft, wie z. B. an die eigene Familie. Kein Rechtschaffener wird von den Seinigen sich eigenmächtig entfernen und eine abgesonderte Existenz begründen, weil die Familie in Noth und Bedrängniß ist, er wird vielmehr wie in guten, so auch in bösen Tagen ausharren, Freud' und Leid gleichmäßig mit ihr theilen. Ein Gleiches gilt aber vom Vaterlande, welches (nach jenem alten Ausspruch) die gemeinsame Mutter Aller ist. Und wahrlich, der Deutsche insonderheit hat Ursache, sein schönes Vaterland zu lieben, statt es leichtsinnig zu verlassen und in der Ferne zu suchen, was ihm die Nähe reichlich bietet. Stehen gegenwärtig die materiellen Verhältnisse auch ungünstig, so kann doch dieser Zustand kein anhaltender sein, Deutschland hat Mittel genug, seine Söhne nicht darben zu lassen, und es verstößt keines seiner Kinder — diese reißen sich vielmehr gewaltsam aus seinem Schooß.

Der eigentliche Beweggrund der häufigen Auswanderungen ist noch ein anderer, es ist — daß wir es frei heraussagen — der mißverstandene Begriff der Freiheit.

Zu keiner Zeit ist mehr über jenes erhabene Gut gesprochen und geschrieben worden, als in der unsrigen, und zu keiner Zeit ist die wahre Freiheit mehr mißverstanden worden. In den Zeiten des klassischen Alterthums sprach man wenig von Freiheit, aber man hatte sie; heutigen Tages ist sie das allgemeine Feldgeschrei und die Wenigsten besitzen sie. — Jeder Wohlmeinende wird das gegenwärtig frische Leben, das muthige Ringen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Staats freudig anerkennen und begrüßen, wird hoffnungsvoll den Resultaten jener großartigen Bestrebungen entgegensehen. Es giebt aber nicht Wenige, die von der Zeit Wunderdinge heischen, die über Nacht aus den Keimen die Frucht gereift sehen wollen, welche langer Pflege und der allmäligen Entwickelung bedarf. Sie fühlen sich in der Ausübung ihrer Religion oder ihrer politischen Rechte beengt und geschmälert; zu ungeduldig, um die allmälige Erfüllung ihrer kühnen, oft sogar chimärischen Wünsche zu erharren, machen sie an die nächste Gegenwart ihre Ansprüche geltend und pflegen dann, sich getäuscht sehend, unpassende Vergleiche mit anderen Ländern zu ziehen, ein Beginnen, welches auf der einen Seite zur Gleichgültigkeit und Verachtung des Vaterlandes, anderseits zur Ueberschätzung fremder Verhältnisse führt. Der Gedanke an Auswanderung liegt dann dem Unzufriedenen zu nahe, um in seinem Gemüthe nicht Wurzel zu schlagen, und hat sich diese Idee einmal festgesetzt, so ist es meist außerordentlich schwer, ja fast unmöglich, dieselbe wieder zu verdrängen. Es hilft nichts, daß man die Beispiele unzähliger Opfer der Verblendung anführt, daß man die Vortheile und Segnungen des Vaterlandes, das Unrecht, es zu verlassen, in's hellste Licht setzt: — gegen den religiösen Fanatismus und die unverdauten, schiefen Ansichten über politische Freiheit sind die schärfsten Waffen stumpf.

Es ist bekannt, daß Amerika, dieses gepriesene Eiland der Freiheit und Gleichheit, der Heerd unzähliger Sekten und Schwärmer ist, daß dort der Egoismus in seiner härtesten, krassesten Gestalt heimisch, legitimirt und allgemeine Norm ist, daß die allerdings höchst freisinnigen Institutionen der Amerikaner dennoch oft dem Ideale des Deutschen, dessen Gemüthsleben ein anderes ist, oft sehr fern liegen.

Dies Alles ist, wie gesagt, allgemein bekannt, und doch glauben die von der unseligen Auswanderungssucht Ergriffenen nicht daran, doch ziehen noch immer unzählige Schaaren eigensinnig ihrem — Ruin entgegen. Wir geben zu, daß Einzelne wirklich das gesuchte Glück finden, können die die zum Besten der Auswanderer entstandenen Vereine, insofern sie der Anwerbung sich enthalten und nur die von ihrem Vorhaben einmal nicht Abzubringenden nach Kräften sorgen, nicht anders als gut heißen; aber ebenso wenig können wir den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß endlich jene Sucht, welcher so viele Opfer fallen, ihr Ziel finde und der Wahn, in Amerika eine beglückendere Heimath zu finden, für immer gehoben werde.

Bei einer frühern Gelegenheit erwähnten wir bereits des schändlichen Gewerbes, welches die stets rege Industrie der Gauner aus dem Transporte der Auswanderer macht. Nicht blos einzelne Abenteurer, sondern Handlungshäuser von anerkannter Firma entblöden sich nicht, entwürdigende Spekulationen auf die Thorheit ihrer Nebenmenschen zu bauen und die armen Auswanderer oft schon vor der Abreise um den größten Theil ihrer Habe zu bringen. Unter der Maske uneigennütziger, humaner Fürsorge und den glänzendsten Versprechungen wissen sie große Mengen Auswanderer an sich zu locken. Von ihnen ausgesandt, durchziehen zahlreiche Agenten, schlaue, verschlagene Köpfe, das Land nach allen Richtungen, unter verschiedenen Namen und vorgespiegelten Geschäften, indem sie besonders die Mittelstädte zur Vollführung ihrer Pläne ausersehen. Wohin sie kommen, suchen sie zunächst gleichgestimmte, in diesem Falle betrügerische Seelen auf, durch welche sie in die Familien eingeführt werden, von denen sich irgend ein Erfolg hoffen läßt. Die gewöhnlich schon vorhandenen Keime der Unzufriedenheit wissen sie durch Schmähen auf die Regierungen, durch sogenannte freisinnige Redensarten zu nähren und zum Wachsthum zu bringen; wo es gilt, stecken sie auch die Larve des Pietismus vor, seufzen und heucheln nach Bedürfniß, kurz — durch vollständiges Eingehen in Charaktere und Stimmungen der Ausersehenen wissen sie sich mehr und mehr in Gunst zu setzen und die Garne der Verführung immer fester zuzuziehen. Nach und nach, sobald sie nämlich ihres Opfers sicher zu sein glauben, rücken sie heraus mit Anpreisungen der amerikanischen Freiheit und Gleichheit, der leichten Art, dort Geld, viel Geld zu erwerben u. s. w., bis sie endlich im günstigen Augenblick ihre uneigennützigen Absichten zu erkennen geben und in glatten, schön klingenden Phrasen die Humanität ihres Hauses rühmen, welches die Auswanderer nicht nur auf das Bequemste und Billigste nach dem Goldlande befördere, sondern seine rührende Sorgfalt sogar bis auf die Ansiedelung der in Amerika Angekommenen ausdehne. —

Leider finden diese Trugbilder fast immer leichten Eingang: die Phantasie des Verleiteten malt sich die Zukunft auf's Glänzendste aus, und mit dem Zunehmen der Sehnsucht in die Ferne steigt sein Haß und die Verachtung gegen das Vaterland. In Kurzem steht sein Entschluß unumstößlich fest: nichts vermag ihn davon abzubringen, die Klagen und Thränen seiner Frau und Kinder rühren ihn nicht, er verhärtet absichtlich sein Herz gegen jeden milden Eindruck, gegen jede noch so redliche Bestrebung, ihn zurückzuhalten. Wer dessenungeachtet nicht abläßt, ihm ernste Vorstellungen zu machen, den sieht er für seinen ärgsten Feind an — Weib und Kind müssen in seinen Willen sich fügen, ob ihnen auch das Herz darüber brechen möchte. — Alles was dazu sich eignet, wird nun in größter Eile, oft mit bedeutendem Verluste, zu Gelde gemacht, um nur baldmöglichst die Hafenstadt zu erreichen.

Bis hierher ging alles gut. Man nimmt die Ankömmlinge höflich auf; den Begüterten werden prächtige Wohnungen angewiesen; die stattliche Bewirthung, die übergroße Zuvorkommenheit der Dienerschaft, alle möglichen, dem Kleinstädter bisher unbekannten, ihm hier gebotene Comforts machen ihn etwas besorgt für seine Börse, aber im Vertrauen auf die Liberalität des Hauses läßt er sich Alles gern gefallen. Die Aermeren müssen mit ihren Familien freilich eingeschränkter wohnen, sind schon jetzt vielfachen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, man vertröstet sie indeß auf die bald erfolgende Abfahrt. Vier, sechs Wochen vergehen aber, und noch immer ist das Schiff, welches die Reisenden befördern soll, nicht angelangt, oder nicht fähig in See zu stechen. Die Zeit des Aufenthalts verlängert sich ganz ungebührlich, aus Wochen der Verzögerung werden Monate, während der Wohlhabende enorme Rechnungen bezahlen muß und der Arme seine geringe Baarschaft gleichfalls schwinden sieht: den Vorwürfen und Mahnungen der Ungeduldigen wird mit höflichem Achselzucken geantwortet. Endlich, nach langem Harren und vielen Geldausgaben, werden die Schiffe bestiegen.

Es ist bekannt, wie auf diesen Fahrzeugen für die Auswanderer gesorgt ist. Die bemittelten Passagiere finden noch einige Bequemlichkeiten, wenigstens eine freie, angemessene Räumlichkeit; die armen, überdies ausgesogenen Familien werden jedoch förmlich verpackt, ihre engen Cojen scheinen eher zum Aufenthalt für Thiere, als für menschliche Wesen eingerichtet: Männer, Weiber und Kinder, Jung und Alt, Alles liegt bunt unter einander.

Der Anfang der Reise ist, wie immer, mit dem allgemeinen Ausbruch der Seekrankheit bezeichnet. Auf anderen Schiffen, bei einer geringeren Anzahl von Passagieren, hat diese stereotype Erscheinung nichts Sonderliches auf sich, sie bietet im Gegentheil oft lächerliche, tragikomische Scenen dar: hier aber bringt sie entsetzliche Wirkungen hervor. Man denke sich nur eine dicht eingepferchte Menschenmenge, Alle von unnennbaren Gefühlen heimgesucht, Alle der Hülfe gleich bedürftig — ohne die geringste Linderung, sogar ohne den Zugang frischer Luft; man denke sich die armen Mütter, welche, selbst mit der abscheulichen Krankheit ringend, noch außerdem die jämmerlich weinenden Kinder zu beruhigen haben, und man wird einen Begriff, einen schwachen Begriff von dem Wirrwarr und Elend sich machen können. — Die Seekrankheit läßt zwar allmälig nach, aber in ihrem Gefolge erscheinen andere Krankheiten, welche besonders die Kinder heimsuchen und so manche Opfer dahinraffen.

Es macht einen tiefen, schwermüthigen Eindruck, zu sehen, wie die kleinen Leichen in feierlicher Stille in ihr nasses Grab versenkt werden, wie die Wogen darüber zusammenschlagen und die unglückliche Mutter in starrem Schmerze nach der dunklen Stelle blickt, wo ihr süßer Liebling dem Auferstehungstage entgegenschlummert. Nur dahin ist ihr umflortes Auge gerichtet, wo der Sohn ihres Herzens ruht; kein Blick des Vorwurfs trifft den ihr zur Seite stehenden Gatten, in dessen Mienen nicht blos der Schmerz über den Verlust des einzigen Kindes, sondern auch schon bange Sorgen um die Zukunft sich ausdrücken. Und diese Sorgen, sie stellen sich bald als wohlbegründet heraus.

Die Schiffs-Vorräthe sind sehr mangelhaft und von schlechter Beschaffenheit, widrige Winde verzögern überdies die Reise, so daß die Unzufriedenheit, durch Hunger und Enttäuschung hervorgerufen, sich immer stärker äußert.

Die zahlreichen Klagen werden anfänglich kalt, dann aber heftig zurückgewiesen; jeder fernere Ausdruck der Mißbilligung wird endlich von dem strengen Capitain für Meuterei erklärt und hart bestraft. Eine dumpfe Resignation bemächtigt sich nunmehr der Meisten: nur Wenige sprechen noch von glänzenden Aussichten, die prahlerischen Reden von Freiheit und Gleichheit, welche überdies bei dem harten Druck der Schiffs-Disciplin wie Ironie klingen, werden selten gehört.

Glücklich, wer schließlich nach Ueberstehung all' dieser Drangsale wohlbehalten in dem ersehnten Lande ankommt! Nicht selten ist es, daß ein Orkan Leben und Habe der Reisenden auf's Aeußerste bedroht, oder wohl gar das Schiff verschlingt. —

Jetzt, nachdem der Auswanderer, wenn auch nach theuer bezahlten Erfahrungen den Boden der neuen Heimath betreten hat, jetzt, wo er die Erfüllung der von dem Handlungshause ihm gemachten Versprechungen erwartet, beginnt erst die eigentliche Reihe der Enttäuschungen und Leiden, und er sieht verzweifelnd ein, wie abscheulich er geprellt worden ist. Es würde zu weit führen, diese Scenen einzeln darzustellen, zu zeigen, wie durch den ungeheuren Andrang von Auswanderern der Grund und Boden im Preise gestiegen und fast unerschwinglich ist, wie die armen Getäuschten in dem geträumten Paradiese der Freiheit sich und ihre erwachsenen Kinder als Knechte verdingen oder die schwersten Tagelöhner-Arbeiten verrichten müssen, um nur das nackte Leben zu fristen.

Wir müssen befürchten, durch die Aufzählung all' dieser Leiden den Leser zu ermüden und überlassen ihm, sich selbst den Schmerz der Enttäuschung, die wiedererwachende, immer stärker werdende Sehnsucht nach der alten, lieben Heimath, das ganze traurige Leben des zu spät von seiner Verblendung Zurückgekommenen zu denken. Wer aber blickte nicht mit bewegtem Herzen den Schaaren Heimkehrender nach, welche mit Sack und Pack in langen Zügen, niedergeschlagenen, bekümmerten Gemüths, dem verlassenen Heimathsorte entgegenpilgern? Wer könnte ohne Rührung jenen Karren, der die jämmerlichen Habseligkeiten des gänzlich verarmten Landmannes enthält, sein blasses, abgehärmtes Weib mit den weinenden Kindlein sehen, und ihn selbst, wie er, tiefgebeugt von Gram, in Ermangelung des Zugviehes, **in eigener Person den Karren ziehen muß!**

Wer diese Scenen gesehen hat, wird gewiß mit uns in den bereits früher ausgesprochenen Wunsch einstimmen: daß endlich die Auswanderungssucht, genährt durch schändliche Speculationen, aufhören und Keiner mehr, von falschem Wahne getrieden, dem Vaterlande leichtsinnig den Rücken kehren möge! —

Cornelius Lehmann.

Uebersicht der am 25. Dec. 1847 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Diac. Pietsch, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr. S. S. Crüger, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr: Diac. Hilse, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: S. S. Ulrich, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr: Diac. Schmeidler, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Diac. Weiß, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Bernhardin. Frühpr.: Diac. Dietrich, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Propst Heinrich, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Sen. Krause, $1\frac{1}{2}$ U.
Hofkirche. Amtspr.: C. R. Falk, 9 U.
Nachmittagspr.: Past. Gillet, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Past. Letzner, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Hellmich, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milt.-Gem. Div.-Pred. Rhode, $9\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ. Gem. Eccl. Kutta, 7 U.
Nachmittagspr.: Pred. Knüttell, $12\frac{1}{2}$ U.
Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorff, 9 U.
St. Christophori. Amtspr.: Past. Stäubler, 8 U.
Nachmittagspr.. Past. Stäubler, (Lit. Gottesd.) $1\frac{1}{2}$ U.
St. Trinitatis. Amtspred.: Pred. Ritter, $8\frac{1}{2}$ U.
St. Salvator. Amtspred.: Eccl. Laffert, $7\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagtspred.: G. S. Weingärtner, $12\frac{1}{2}$ U.
Armenhaus. Pred Jäkel. 9 Uhr.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canon. Dr. Förster
St. Maria. (Sandkirche.) Amtspr. Cur. Gomille.
Nachmittagspr.: Cap. Lorinser.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Pfarrer Jammer.
Amtspr.: Cur. Pantke.
St. Adalbert. Amtspr.: Cur. Kammhoff.
Nachmittagspred.: Pfarrer Lichthorn.
St. Matthias. Frühpr.: Pfarrer Hoffmann.
Amtspr.: Cur. Kausch.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Kapl. Bittner.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seeliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Hofferichter. 11 U.
Im Armenhause. Nachmittag Pred. Vogtherr. 3 U.

Uebersicht der am 26. Dec. 1847 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Dia. Hilse,, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Sen. Girth, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Diac. Herbstein. 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Cand. Wuttke,, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Diac. Weiß, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Sen. Berndt, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Bernhardin. Frühp.: Cand. Schott, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspred.: Diac. Dietrich, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Cand. Frommberger, $1\frac{1}{2}$ U.
Hofkirche. Amtspr.: G. S. Zacharias, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Schott, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Pred. Hesse, 9 U.
Nachmittagspr.: G. S. Strikker, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.:Garn.-Pred. Hopff, $9\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. Civ-Gem.: Pred. Knüttell, 7 U.
Nachmittagpr.: Eccl. Kutta, $12\frac{1}{2}$ U.
Krankenhospital. Amtspr.: Cand. Mörs, 9 U.
St. Christophori. Vormittagspr.: Cand. Rembowski, 8 U.
Nachmittagspr.; Past. Stäubler (Betracht.) 1 U.
St. Trinitatis. Pred. Ritter, $8\frac{1}{2}$ U.
St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, $7\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: G. S. Weingärtner, $21\frac{1}{2}$ U.
Armenhaus. Pred. Jäkel, 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Can. Dr. Förster.
St. Maria. (Sandkirche.) Amtspr.: Herr Wiek.
Nachmittagspr.: Alumnats-Senior.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Ein Alumnus.
Amtspr.: Cap. Renelt.
St. Adalbert. Amtspr.: Cap. Aulich.
Nachmittagspr.: Cnr. Kammhoff.
St. Matthias. Frühpr.: Cur. Kausch
Amtspr.: Cap. Purschke.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Pfarrer Thiel.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspr. Prid. Ronge, 11 U.
Im Armenhause. Nachmittagspr.: Cand. Glatz.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.